

(Nachdruck verboten.)

## Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Frühjahr.“ kreischten auch jubelnd die Weiber, als sie längs der Wiesen dahin liefen, um den Betrunknen heimzuführen.

Ein feuchter Duft stieg auf, ein Duft nach jungem Gras und erdiger Kraft. Sie atmeten mit geblähten Nüstern, ihre Gesichter waren rot, glühend vor Uebermut. Mit einem Schrei riß sich Tina das Tuch vom Hals und ließ es wie eine Flagge in der Luft wehen.

„Frühjahr! Hä, helao, Pittchen, wuh stichste (stecht Du)?“ Mit verschmitztem Lachen erhob sie einen durchdringenden Gesang:

Im Mai, im Mai,  
Woß wer sein zo zwei —

„Still“, sagte Bábbi und drehte sich um, „hör uf met dem schnipp schnappig Lied! Hörste dann net die Lersch? Still! Se es Gottes Vogel.“

Auf einem nahen Grasbüschel saß die Lersch. „Tirili, tirili!“ Mit den Flügeln schlagend, erhob sie sich, jetzt schoß sie aufwärts wie ein Pfeil; in Kreisen höher und höher steigend, schmetterte sie ihr jauchzendes Tirili himmelan.

„Wideldchen, Wideldchen (Kosenamen für eine Lersch)!“ schrien die Mädchen und sprangen, in die Hände klatschend, wie die Tollen in die Wiese hinein. Sie raupen mit beiden Händen das kurze Gras aus und schleuderten es sich ins Gesicht, wie ein Regen rieselte es ihnen über Haar und Schultern; sie trappsten hin und her, mit Gelächter und Getöse, ihre schweren Nägelschuhe traten die zarten sprossenden Galmchen tot.

Zeih blieb ein wenig zurück, die hageren Dinger liefen ihr denn doch zu schnell. Und da sah sie auch ein paar gelbe Blumen des Löwenzahns, erkrent pflückte sie sie ab und steckte sie sich ins Haar — glänzten die nicht wie eitel Gold? Annützig nickten die leuchtenden Blüten auf dem braunen Scheitel.

Kaum sah Tina die also Geschmückte, riß sie ihr auch schon die Blumen vom Kopf. Zeih schall lachend und riß ihr Eigentum wieder an sich; das ging hin und her, ein förmlicher Kampf begann, ein halb spielerisches, halb ernsthaftes Balgen. Zuletzt schleuderte Tina die zerknickten Stengel von sich: „Dao haste dan Dred!“ Die Füße der Weiber schritten achtlos drüber weg.

Bábbi war den andern weit vorans, jetzt blieb sie stehen und wartete auf die Nachzügler. Mit zusammengezogenen Brauen sah sie ihnen entgegen. „Aut (Kommt), aut,“ rief sie unwillig, „laocht de Afanzereien.“

„Afanzeren?!“ Tina lachte spöttisch und hob led ihre Nasepitze zu der um einen Kopf Größeren. „Sei dan nor net e su fürnehm, Lenzen Bábbi, mer waasß jao doch, wän dan bist!“ Mähernd stieß sie die Brum an, und die Brum stieß die Leis an, und die Leis die Zeih.

Eine dunkle Röte stieg Bábbi in die Wangen, aber sie sagte nichts; mit einem erstickten Blick sah sie von oben herunter auf die Kleinere.

„Haha,“ fing Tina wieder an — sie hatte den Blick wohl verstanden und bogte sich darüber — „dan willst ons Konduitten liehren — dan?! Dan maanst wohl, dan dürstst dat, weil de noch in der ersten Stund ommer de Haut kommen bist? Olau, e su dommu! Mer kennt dan Vogel an sein Federn, waun hän sein Stömm nach noch e su verstellen duht. Hahaha!“

Die Mädchen schlugen ein Gelächter auf, auch Zeih lachte, ihr gedankenloses, fröhliches Lachen.

„Zeih kommt!“ sagte Bábbi und faste sie am Arm, „laocht eweil dat Tina! Ein faul Ei verdirbt den ganzen Brei!“

„Gollah“ — Tina packte die Zeih am andern Arm, „hei gebliwen! Bot faoste, Lenzen Bábbi? Ein faul Ei — wän maanst dervit, hä?“ Sie schaute die Große böse an, ihre Augen funkelten. „Dan Sauerpot, dan Quiesel, ommerstich doch! Stillwässer — Grundfresser. Duß dei Maul uf, dan Grundfresserich, laoch es hören, waorum es faul sein? Faul!“

Sie ballte die Fäuste. „Saog!“ Nun stampfte sie mit den Füßen. „Saog!“

„Ze mich mer im Koth rührt, desto mich stinkt hän. Es haon kein Lust derzu,“ sagte Bábbi ruhig und drehte sich kurz um.

Sie hatte die Lacher auf ihrer Seite, aufkreischend vor Entzücken fielen Brum und Leis einander in die Arme; Zeih hängte sich ihr freundschaftlich an den Arm.

Zammerlich abgeschlagen zog Tina allein hinterher; einer andern wäre sie auf den Rücken gesprungen und hätte ihr das Fell mit den Nägeln zergerbt. Der da traute sie sich nicht. Die ging so ruhig und sicher ihren Weg und führte die drei andern wie selbstverständlich mit sich fort.

Tinas Augen kniffen sich zusammen wie die einer lauernnden Rahe; der Bábbi konnte sie nicht antommen, aber die Leis und die Brum und besonders die Zeih, denen wollte sie's eintränken.

„Eweil sein mer dao,“ sagte Bábbi und wies auf einen Dornbusch, dicht am Grabenrand. „Bei dem Busch liegt hän unnen.“ Mitleidig beugte sie sich über, mit einem Ruf der Ueberraschung fuhr sie zurück. Da unten lag wohl noch der Peter und schnarrte, aber neben ihm hocte eine Frauensperson, den Oberrock über den Kopf gezogen; ihr grellroter Unterrock blähte sich wie eine große Mohnblume. Die Traut!

Mit einem triumphierenden Lächeln sah diese aufwärts in die verblühten Gesichter; sie hielt Pittchens Kopf in ihrem Schooß.

Ein vierstimmiger Schrei antwortete dem Lächeln, mit einem Satz war Tina unten, Brum und Leis stürzten sich nach; dann folgte die Zeih. Das war ein Gewälze von Leibern im Graben, ein Gewirr von Armen und Beinen, ein Schimpfen und Lachen, Zanfen und Zernen. Einen Augenblick sah Bábbi darauf nieder, dann machte sie kehrt.

Mit raschen Schritten ging sie davon. Kurz vor'm Dorf blickte sie noch einmal zurück, die stille Luft trug ein Getöse an ihr Ohr, ein Stimmengewirr, als ob ein Heer anrückte.

Da tauchten sie in der Ferne auf, von der Märzsonne grell beschienen, wie von goldenem Flimmer umhüllt. Als Kernpunkt der Peter; von den einen geschoben und den andern gezogen, nahte er wandend.

## XI.

Eine Aufregung war im Dorf, kaum weniger groß, als bei der Heimkehr der Männer. In das stille Dorf war's gefallen wie ein Kanonenschuß und hallte unaufhörlich von allen Ecken und Enden wieder — ein Mann, ein Herr! Ein reicher Herr!

In der Eichelhütte würde er wohnen, die hatte er dem van Beuren abgekauft. Aber nicht bloß ein paar Jagdflage wollte er da verweilen, nein, den ganzen Sommer sicher und vielleicht auch den Winter. Der Krummischeidt hatte es erzählt und sich schmunzelnd dabei die Hände gerieben; er witterte dabei einen sicheren Verdienst. Denn der Fremde hatte einen zartköllischen Hauch auf der Nase und seine etwas verschwommenen bläublauen Augen blickten gemüthlich in die Welt.

Gleich bei der ersten Einkehr hatte der Wirt das Nähere und Nächste erfahren. Herr Anton Nikolaus Schmitz, „Rentner“, wie er sich schrieb, hielt durchaus nicht mit seinen Angelegenheiten hinterm Berge. Er erzählte gern.

Er stammte aus der Eifel. Als armer Waisenknabe war er ausgewandert und hatte sich durchgejochet bis unten an den Niederrhein, da hatte er noch einen entfernten Verwandten wohnen; der that ihn zu einem Gerber in die Lehre. Es glückte ihm; der Lehrling wurde Geselle, der Geselle Meister — jetzt packte bald das Sprichwort:

„Häntchen, wie stinkt du,  
Geldchen, wie klingst du.“

Zuletzt hatte er eine große Gerberei in Köln besessen. Aber was sollte er sich noch länger schinden? Junggeselle war er, nähere Verwandten hatte er keine, sein Haar war grau geworden, die Gicht suchte ihn öfters heim und der Hals trakte ihn vom Lohstaub. Jetzt war's Zeit, sich zur Ruhe zu setzen.

Da meinte der Herr van Beuren, den er beim Früh-schoppen in der „Käferdose“ zu Köln kennen gelernt, das grüne Salmthal, das so geschickt und lieblich zwischen

den Bergen läge, das wäre recht der Ort für so einen. Sie besuchten mit einander die Eichelhütte, und was noch mächtiger wirkte, als das eifrigste Zureden des Herrn van Beuren, das war das Heimatsgefühl, das plötzlich in dem geborenen Eijeler erwachte.

Nun standen die Fenster der Eichelhütte weit offen, der laue Frühlingwind durchsächelte die Stuben und spielte mit großblumigen Vorhängen des gemütlichen Himmelbetts.

Mit allem, was da lag und stand, hatte der Schmied das Haus gekauft, von den Geweißen und rostigen Flinten an den Wänden bis herab zum Wildschweinsfell vor der Thürschwelle. Er wanderte in seinem doppeltgefütterten Schlafrock, die lange Pfeife im Mund, von einem Raum in den andern, trieb freundliche Scherze mit den Weibern, die da segten und schauerten, und fühlte sich ganz als Herr und Besitzer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Eines Kleides wegen.

Skizze von Starzh.

Die Nähmaschine rasselte so heftig, daß die bännten Fenster-scheiben des Stübchens klirren und die Lampe auf der Kommode, deren kleine Stoppel zitterte, jeden Augenblick zu fallen drohte.

Die kleine Schneiderin aber gab nicht acht darauf, sondern beugte ihr schmales Gesicht, das auf der gelblichen Hautfarbe zwei kreisrunde hochrote Flecken zeigte, noch tiefer über die Arbeit. Die Ballen der kleinen Füße bewegten eifrig die schweren Pedale. Unregelmäßig hob und senkte sich die schwache, vom beschleunigten Atmen angestrengte Brust.

Auf der Platte der Maschine glitzerte und glänzte ein rosa Seidenstoff, der zu der dürrigen Zimmereinrichtung einen krassen Kontrast bot. Draußen, hinter dem blankgeputzten Fenster umwoh der kurze finstere Wintertag alles mit einem grauen Schleier und verwischte die Formen der Gegenstände. Das Halbdunkel verdichtete sich, der grelle Glanz des Stoffes wurde schwächer und schwächer.

Die Schneiderin ließ die Hände auf die Knie sinken, die Augen fielen ihr zu und das müde Köpfchen neigte sich auf die Stuhllehne. Welche Wohlthat, auszuruhen! Wenn man es nur länger dürfte! Doch die Arbeit drängt. In einer Stunde muß das Kleid fertig sein. Sie wird es flugs hintreten und dann . . . um die dünnen, blutlosen Lippen spielte ein glückliches Lächeln — dann, ja dann wird sie auf die Hochzeit gehen; das erste Mal wieder nach so vielen Jahren wird sie den Abend nicht über der Maschine zubringen . . .

Das Mädchen zündet eilig die Lampe an und legt sich an die Arbeit. Das Licht, das unter der Kuppel hervorscheint, wirft einen verschönernden Schimmer auf die glattgelämmten blonden Haare, auf die blauen Aederchen an den Schläfen, auf die abgehärmten Züge, die eines gewissen Reizes durchaus nicht entbehren. Die feinen Finger lassen mechanisch den klisternden Stoff vorwärts gleiten, doch die Gedanken gehen weit in die Ferne. Es scheinen angenehme Gedanken zu sein, die sie bewegen; die Falte, die sonst ihre Stirn verunziert, ist geschwunden, und die ersten grauen Augen schauen auf einmal sehr fröhlich aus. Mühsam tritt sie die Pedale. Dabei denkt sie jedoch, daß sie in einigen Stunden ihr gutes Kleid anziehen, ein neues Wändchen (es liegen ja so viele auf dem Fußboden) aufsteden und auf die Hochzeit gehen wird, jene Hochzeit, von der sie schon so oft geträumt hat. Wahrscheinlich wird's dort recht lustig zugehen, denn der Bräutigam, er ist Buchhalter in einem ziemlich großen Geschäft, hat mehrere Kollegen und Freunde eingeladen. Vielleicht wird man auch tanzen. Ach, tanzen! Wie lange ist es schon her, daß sie zum letztenmal tanzte! Vor fünf, nein, vor sechs Jahren, am Namenstage ihrer Mutter. Damals lebten die Eltern noch. Der Namenstag, ja, damals war es herrlich. Mindestens 20 Personen, der Gerichtssekretär, der Apotheker mit seinen 5 Töchtern, die ebenso umfangreich wie er selbst waren (sie mußte laut lachen), mit einem Worte, die sogenannte feine Gesellschaft, waren gebeten. Zum Abendbrot gab es Koteletts mit Erbsen und Bier und zum Nach-tisch eine riesige Ladung Pfannkuchen. Und wie lustig es zuging! Sie erinnert sich noch, wie sie damals ein neues Kleid trug. Es war auch rosa, aber noch kurz, wie es sich für 16jährige Mädchen schickt. Und wie sie getanzt hatte! So lange, bis sie ganz erschöpft war. Die Herren waren gar nicht aus ihrer Nähe fortzubringen. Der alte Geiger, der Adam, lächelte noch, und der dicke Apotheker, ein „Weltmann“, der den Damen französische Komplimente zu sagen liebte, rief der Mutter zu: „Madame, Sie gleichen einer blühenden Rose, aber, bei der heiligen Jungfrau, Ihre Tochter einer reizenden Knospe!“ Die jungen Leute lachten. Sie selbst wurde rot und verlegen . . .

Da knackte plötzlich etwas in der Maschine. Das aus seinen Träumen aufgeschreckte Mädchen zudte zusammen, neigte das Gesicht tiefer und überzeugte sich mit einem erleichterten Seufzer, daß nur ein in Verwirrung geratener Faden gerissen war. Sie besserte den Schaden aus und fuhr im Nähen fort. Aber die Gedanken nahmen abermals eine ganz andere Richtung.

Sie dachte daran, wie der Vater erkrankte und die Stellung in

der Fabrik verlor, wie er sich späterhin erholte, aber doch nicht mehr arbeiten konnte, und wie dann die Zeiten schlecht wurden, sehr schlecht!

Die Mutter nahm Arbeit in's Haus. Sie nähte und die Tochter half ihr oft bis zum grauenenden Morgen, eine eilige Arbeit zu besenden. Zwar lebten sie sehr eingeschränkt; als aber die Sorge einmal eingetreten war, konnte man sie nicht mehr verdrängen. Der Vater starb, bald folgte ihm die Mutter, und sie blieb, eine arme Waise, allein zurück. Aber sie klagte nicht. Man gab ihr Arbeit und sie blieb von Krankheit verschont. Was wollte sie mehr? So ging es ihr seit jener Zeit einmal besser, einmal schlechter, doch niemals sehr schlecht. Ihre einzige Furcht war: Mangel an Arbeit. Einmal war es vorgekommen, daß die Nähmaschine ganz und gar Ruhe hatte und sie in krankhafter Aufregung immerfort zum Fenster hinausblinnte, ob nicht jemand mit einem Palet käme, das Arbeit und Brot brächte. O, das waren entseztliche Tage! Aber sie sind vorüber und werden hoffentlich nicht wiederkehren. Sie fand eine Dame, die ihre Sachen stets räumte und versprach, sie ihren Bekannten zu empfehlen. Für sie muß auch das rosa Kleid heute um sechs Uhr fertig sein, und die Schneiderin eilt und eilt, so daß kleine Schweißtropfen auf ihren Haaren sichtbar werden.

Niemals hat sie ihr Wort nicht gehalten, wenn sie versprochen, ein Kleid werde zur bestimmten Zeit fertig sein. Allerdings mußte sie manchmal spät sitzen, oft anstatt eines warmen Mittagbrottes kalte Kartoffeln essen, aber dafür hatte sie auch ihren Ruf als tüchtige und pünktliche Arbeiterin. So war es auch mit diesem Kleide. Sie versprach es zu heute und sie wird es auch vollenden. Sie hat ja nur noch ein paar Nähte zu flicken.

Die Maschine ruht. Das Geklirr der Scheiben und das Klapper der Lampe hören auf. Das rosa Kleid gleitet mit leiserem Geknistern auf den Fußboden und bedeckt zum Teil die müden Knie der Schneiderin. Sie hebt es sorgsam auf, faltet es vorsichtig, packt es zusammen und eilt flink die Treppen hinunter.

Draußen empfängt sie ein schneidend kalter Wind. Ein Pittern überläuft den zarten Körper. Der dünne, fadenförmige Mantel wärmt wenig und sie beschleunigt ihre Schritte. Der hartgefrorene Schnee knarrt unter ihren Füßen. Die Dächer der Häuser glänzen. Immer mehr nähert sie sich dem Centrum der Stadt. Die Straßen werden breiter und besser beleuchtet. Von den Läden strahlt ein blendendes Licht und legt sich in hellen Streifen auf den Schnee, der die Trottoirs bedeckt. Die Gassen der vorbeifliegenden Schritten klingen scharf und hell und bilden zusammen mit den rauhen Klaffen der Kutschler und den verschiedenartigen Stimmen der Passanten ein lebensvolles, brausendes Durcheinander von Tönen. Aber das Mädchen kümmert sich nicht darum, es strebt schnell voran, es läuft fast, indem es das Palet fester an sich drückt.

Endlich betritt es eine mit einem Teppich belegte Treppe und drückt beifühn den Klingelnopf, als ob es ängstlich sei, ihn zu verlegen. Ein Lakai in Livree öffnet die Thür, und auf die schlichternte Frage antwortet er von oben herab, die Herrschaft sei nicht zu sprechen, es sei Besuch da. Das Kleid löhne man aber hier lassen und den Lohn ein andermal abholen. Bekümmert blickt das Mädchen auf das bunte Muster des Teppichs unter ihren Füßen, der Lakai hat die schwere Thür schon zugeschlagen. In Haufe hat sie nur noch 45 Kopelen, was soll sie damit anfangen? . . . Mit einem leisen Seufzer wendet sie dem prächtigen Hause den Rücken und geht gesenkten Hauptes heim. Die von Frost erstarreten Hände preßt sie an ihre Brust. Sie verdoppelt ihre Schritte. In einer Minute sind die trüben Gedanken jedoch schon verflogen, und sogar ein schwaches Lächeln belebt ihr Gesicht.

Es ist ja nicht schlimm. Morgen holt sie sich das Geld ab und neue Arbeit zugleich, aber jetzt will sie nicht an traurige Dinge denken. Es wartet ja ein Vergnügen auf sie, und kein gewöhnliches Vergnügen! Die Freundin, die sie eingeladen hat, versichert, daß man sich sehr amüsieren werde. Besonders erregt ihre Neugierde ein gewisser Herr Jemou, ein Telegraphenassistent, den der Bräutigam auch gebeten hatte. Die Freundin beteuerte, sie hätte sich wahrhaftig in ihn verliebt, wenn sie selbst nicht Braut wäre. Er wird sicherlich ein sehr schöner und gebildeter Mann sein. Denn er hat ja fünf Klassen vom Gymnasium in Warszawa absolviert. Und — vielleicht wird sie ihm gefallen. Wer weiß, die Freundin hat ihr ja gesagt: „Paß auf, mein Läubchen, daß Du ihm nicht den Kopf verdrehst. Er liebt die Blondinen, und in Deinen Augen sitzt zuweilen ein gewisser kleiner Teufel . . .“

Sie hatte dem Bescheiden widersprochen; als aber die Freundin fort war, nahm sie verstoßen ein Spiegelglas von der Kommode und sagte zu sich selbst, daß . . . und wie war's denn an ihrer Mutter Namenstage? Hat sie da nicht den Herren gefallen? Und der Apotheker? Vielleicht auch jetzt . . .

Das Mädchen springt die schmalen, steilen Treppen mit einem fast freudigen Gesichtchen hinauf. In seinen Augen glänzen goldene Funken. Das Teufelchen, von dem Marischka, die Freundin sprach, war wohl erwacht.

In ihrem Zimmerchen steckt die Schneiderin die kleine Lampe an, sie geht dabei so hastig zu Werke, daß ihre Hände zittern und sie die Bündelölzer fast verschüttet. Es ist schon halb sieben durch. Eigentlich müßte sie jetzt zur Stelle sein. Und sie muß doch erst die Stube aufräumen und sich ankleiden. Ihr Blick fällt auf den Haufen Reste und Schnitzel auf dem Fußboden. Ach ja, sie muß sich auch noch das Wändchen zurecht machen; o Gott, o Gott, wie sie

sich beeilen muß. Sie läßt sich auf der Diele nieder, sie wühlt und durchwühlt alles, so daß sich schließlich der ganze Boden mit rosa Wändchen bedeckt.

Sie beginnt ihre Arbeit, ohne aufzustehen. Die Nadel erglänzt in ihren kleinen Fingern, die Seide knistert und die rosa Schleife wächst und wächst. Jetzt ist sie fertig. Das Mädchen springt auf und läuft zum Spiegel. Sie ist wie ausgelassen.

Wie ihr das doch gut steht, besonders das Rosa.

Auf ihren Lippen erscheint ein folettes Lächeln: Sie wird wosmöglich dem schönen Assistenten gar nicht gefallen, weil sie jetzt gar keine bleiche Blondine mehr ist. Sie hat eine gesunde Gesichtsfarbe, die kleinen roten Flecken, die sie so entstellen, wenn sie sich an der Maschine überarbeitet hat, sind verschwunden. Die Funteln in den grauen Augen beginnen immer gefährlicher zu sprühen. Warte nur, du, Telegraphenassistent, wirst sehen, daß auch eine simple Schneiderin gefallen kann! Das erhitte Mädchen fängt an, sich anzukleiden. Es glättet die blonden Haare so lange, bis sie wie pures Gold glänzen. Mit zwei Nadeln wird die Schleife an dem bescheidenen grauen Kleide befestigt. Jetzt lächelt es seinem Ebenbilde im Spiegel zu. Ihm ist so wohl, so leicht, als ob es gar nicht die gedrückte Schneiderin wäre, die mit großen Schweißtropfen auf der Stirn und matten, zitternden Arnen die lange Nacht hindurch mit den krankhaft geröteten Augen über der Arbeit hotte.

Jetzt ist sie nicht mehr dieselbe! Jene war nur eine kleine Maschine zum Kleidernähen für fremdes Vergnügen, nun aber ist daraus ein Wesen mit heißem, schnellem Blute geworden, das in sich die Jugend, das Recht zum Leben, zum Vergnügen spürt, ein Wesen, das gefallen will. Morgen — vielleicht — wird alles erlöschen, alles zu Ende sein, aber nur nicht heute, nein, heute nicht.

Eilig bläst sie die Lampe aus, nimmt ein Tuch über den Kopf, läuft zur Thür hinaus, stößt aber mit irgend jemand zusammen und eine zornige Frauenstimme ruft:

„Wohnt hier die Schneiderin? Machen Sie doch Licht, man kann sich bei dieser Finsternis ja Hals und Bein brechen!“

Das Mädchen tritt wie von einer Schlange berührt zurück. Tassen und Teller sind die Blindhölder. Sein Herz schlägt stark und unregelmäßig. Es fühlt das heiße Lampenglas, das die Hand brennt, nicht, die weit geöffneten Augen sind ängstlich auf das unbeweglich an der Thür stehende Dienstmädchen gerichtet, das ein Palet in seinen roten Händen trägt.

Mit schelem Blick betrachtet dieses die schlaute Gestalt im grauen Kleide. Die kleinen, grünen Augen bleiben auf dem rosa Wändchen haften.

Da ertönt der Schneiderin Stimme: „Wünschen Sie etwas von mir?“ Die Angeredete nähert sich und mit einer groben Bewegung wirft sie das Palet auf den Tisch. „Meine Herrin schickt Ihnen das Kleid zurück und beauftragte mich, Ihnen zu sagen, es wäre wohl im Traum genäht. Die Taille wäre ganz gräßlich und der Rock an der einen Seite viel zu kurz!“ Sie wickelte das Bündel auseinander und vor den Augen des Mädchens glänzte wieder jenes rosa Kleid, das sie vor einer Stunde hingetragen hatte. . . Wahrhaftig, die Nächte sind schief!

Wie konnte sie nur träumen!

Maschinen haben kein Recht zu träumen, das hat sie ja ganz vergessen.

„Entschuldigen Sie mich bitte bei Ihrer Herrin,“ bat sie mit ruhiger, ergebener Stimme, „ich weiß nicht, wie es kam, daß ich so schlecht nähte. Ich werde es ansbessern und das Kleid morgen selbst hinbringen.“

Aber das Dienstmädchen rührt sich nicht von der Stelle.

„Das Kleid muß heute fertig sein,“ sagt sie gebieterisch, „die Herrin fährt zum Ball beim Gouverneur und muß es um 10 Uhr bestimmt haben.“

Auf den Jügen der bestürzten Schneiderin malt sich ein plötzlicher Schrecken. Heute! Das ist ja unmöglich! . . . und die Hochzeit? . . . An dem Kleid muß sie ja wenigstens drei Stunden arbeiten.

„Aber heute kann ich's auf keinen Fall ändern“, worauf das Dienstmädchen ärgerlich ruft: „So?! Das ist ja nett! Die Herrin läßt sagen, wenn Sie das Kleid nicht sofort ansbesserten, würde sie Ihnen nie mehr Arbeit geben und allen Bekannten erzählen, wie zuverläßig Sie sind.“

Damit beginnt es, das Kleid wieder zusammenzufallen und schießt dabei mit bösen Augen nach der Schneiderin.

Die aber steht unbeweglich und schweigsam, und die Gedanken jagen einander wie im Sturme in ihrem Kopfe.

Sie kann sich ja durchaus nicht entschließen, auf diese Hochzeit zu verzichten. Sie hat so oft daran gedacht, sich so sehr darüber gefreut! Diese Dame hat ja so viel, hat ja immer Vergnügen. Ein Ball mehr oder weniger, das ist ja nicht schlimm, aber für sie ist doch dieser Abend viel, sehr viel!

Und vor ihren Augen taucht verschwommen das Bild des Herrn Bennon auf, so wie sie es sich in ihren letzten Träumen vorgestellt hatte. — Sie wird morgen ja zu der Dame hingehen, sie wird sich entschuldigen, ihr alles sagen. Die Dame wird ja verstehen und vergeben. . . Wenn sie es aber nicht thun wird, wenn sie die Drohung ausführt, von der ihre Magd sprach? . . .

Die kleine Schneiderin erschraf. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit stand vor ihr, und daneben Hunger und Armut. Ingleich erschien wieder das Gesicht des schönen Assistenten, und in ihren Ohren erklangen die Worte: „Du wirst ihm gefallen. Er liebt ja Blondinen.“

Eine Minute schwieg sie, dann wandte sie sich dem ungeduldigen Dienstmädchen, das schon gehen wollte, zu, mit bleichem, aber gefassten Gesicht, und die Furchen ersahen jetzt noch tiefer als sonst.

„Lassen Sie das Kleid hier, um 10 Uhr werde ich es bringen.“ Als die Thür sich hinter dem Mädchen schloß, legte sie hastig das rosa Wändchen ab, als ob es sie drückte, warf es von sich und setzte sich dann ruhig und traurig an die Arbeit.

Sie fühlte sich wieder als — Maschine. —

### Kleines Feuilletou.

— „Jermal“ im Eise. Schon früher haben wir kurz über die Fahrt des russischen Vice-Admirals Malorow mit seinem Eisbrecher „Jermal“ berichtet, nunmehr werden im „Globus“ folgende Einzelheiten nachgetragen, da jetzt genauere Nachrichten von dem Eisfahrer vorliegen. Eigentlich ist die „Jermal“ in erster Linie für die Karasee gebaut worden, um dort für die Handelsschiffe Bahn zu brechen. Nur unter diesen Umständen, d. h. für wirtschaftlich nutzbare Zwecke, hatte Malorow die für das Unternehmen nötige Summe erhalten können. Die Karasee hat nur einjähriges Eis; als sich aber der Dampfer gut bewährte, beschloß man, im Sommer 1899 die Fahrt ins Polareis nordwestlich von Spitzbergen zu wagen. Das wichtigste Ergebnis der Fahrt war natürlich das Verhalten des Schiffes im Eise. Dabei zeigte sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen der Ostsee und dem Polarmeer. In der Ostsee war das Eis nirgends und niemals sehr dick, aber schon Eis von 1/3 bis 2/3 Meter Dicke schien manchmal mehr Kraft zu beanspruchen, als „Jermal“ besaß. Ganz anders ist dies im Polareise, das nirgends eine ununterbrochene Decke von einem Ufer zum andern bildet wie das Eis der Ostsee, sondern aus einzelnen Schollen von verschiedener — und manchmal ziemlich bedeutender — Größe und Mächtigkeit besteht. Werden dieselben nicht gepreßt, dann ist es für ein Schiff wie „Jermal“ sehr leicht, durchzukommen, da selbst Schollen von 1 Seemeile Länge nachgeben und ausweichen. Außerdem bricht das Eis sehr leicht, so daß es Malorow, selbst wenn keine Pressungen vorhanden sind, für das einfachste hält, gerade durch zu gehen. Dies scheint für dideres Polareise sehr schwierig zu sein, doch sogar Eis von 4 Meter Dicke wurde mit Leichtigkeit durchbrochen, wenn man das Schiff arbeiten ließ, vorausgesetzt, daß für die zerbrochenen Stücke zum Ausweichen da war. Nach Malorows Untersuchungen kommt das daher, daß der untere Teil der Eisschollen mehr oder weniger eine konstante Temperatur besitzt, die Temperatur der Oberflächenteile dagegen mit der Lufttemperatur stark schwankt. Hierdurch werden Spannungen und Spalten in der Scholle hervorgerufen oder vorbereitet, an denen das Eis bricht, sowie sich das Schiff hinausschiebt und auch ohne dies vielleicht eine halbe Stunde später bei der nächsten Temperaturschwankung, dem nächsten Stoß z. geborsten wäre. Dide Schollen zerbrechen deshalb auch leichter als dünne, die oft unter dem Kiel heraus wieder an einer Schiffsseite auftauchen, und sehr leicht zerbrach das Eis der sogenannten „Hummocks“. Es muß nach Malorows Beschreibung ein imponantes Schauspiel gewesen sein, wenn sich das Schiff 3 Meter hoch auf das Eis schob, dann mit Krachen das Eis brach und das Schiff zwischen ausweichenden Schollen unterzutanken schien, dann vorwärts ging und sich wieder auf das Eis schob, worauf sich das Spiel wiederholte. Die Expedition brachte hiervon gelungene kinematographische Aufnahmen mit. Bei diesem ersten Versuch mit dem Eisbrecher wurde die ganze vorhandene Maschinenstärke fast nie ausgenutzt. Die Erfolge hatten darunter zu leiden, daß „Jermal“ aus finanziellen Rücksichten für doppelte Konstruktion war, (die sich, wie sich herausgestellt, zum Teil widersprechen. Trotzdem sind die Leistungen des Schiffes so große gewesen, daß man weitgehende Hoffnungen an die Verfolgung dieser Veruche knüpfen kann. —

### Musik.

„Gegen den Sarasate ist der Wilhelmj ein Joachim.“ So ungefähr soll sich einst Wilow ausgedrückt haben. Beim neulichen Konzert des nun seit bald einem Jahrhundert weltberühmten Geigers Pablo de Sarasate mußte ich immer wieder daran denken, sofern ich sein eigentlich musikalisch-künstlerisches Leistn beachte. Zwar ist es ihm hoch anzurednen, daß er eine Sonate von Bach nicht vervirtuosierte; und verärgert und ermahnt war er wohl auch. Allein das hat schwerlich etwas zu thun damit, daß nicht bald jemand so ohne irgend ein Gestalten der Tonfolgen spielt wie Sarasate; da stehen die Töne nebeneinander, einer wie der andre: o o o o usw., eine Perlenschnur; und kein o o, kein o o oder was es sonst an Gestaltungen giebt, kommt ihm in den Sinn. Nun aber die einzelnen Töne als solche: etwas so Rundes, Klares, Volles, insonderheit Weiches — namentlich in den höchsten Regionen — und eine solche Leichtigkeit und Hexenmeisterei, wie sie in Sarasates eigentlich violinistisch-künstlerischen Leistungen liegt, giebt es kaum wieder. Kalt wie eine Hundsnauze! Aber wenn jemand ausgerechnet nur nach der Geigenlust fragt und dann behauptet: „Gegen den Joachim ist der Wilhelmj ein Sarasate“ — was soll man dazu sagen?! — Frau W. Marx-Goldschmidt spielte mehrere Solostücke (darunter zwei entzückend schöne des noch nicht genug geschätzten Rubinstein) sehr gut, „wirklich sehr gut,“ und begleitete Herrn Sarasate etwas weniger gut. Sollte das Absicht gewesen sein, um — ihn nicht zu blamieren??

Schön, aber ausdruckslos: das war uns gleich wieder in anderer

Weise bezeichnen. Sag mal, lieber Leser: wenn Du Texte wie „Am Rinnen unter der Erde“ oder „Wind und Wellen wiegen dich über das Meer“, vertonen solltest: würdest Du da die Worte „unter“ und „über“ betonen, oder gar beim „unter“ mit der Stimme hinaufgehen? Doch wohl nicht! Aber Professor Friedrich Gerussheim hat es so gemacht in seiner am Sonntag in der (von uns besuchten) Probe und am Montag in der Uebersetzung des Sternischen Gesangsvereines als Novität gebrachten Chorposition „Der Narren Liegenlied“, nach Text von Albert Matthäi. Sie ist, wenn man Ansprüche an Modernität und Originalität heileite, läßt, recht amütend und namentlich Klaffschön anzuhören, hat einige interessante Motive, namentlich in der Mitte, und auch hübsche Dichtwirkungen; das alles erleichtert dem Musikreferenten den Verzicht auf ein nachfolgendes Kritikerwort. Im selben Konzert gab es durch ein Prachtstück von Bach und durch eines d'Alberts Vortrag des sowohl an Gezwungenem wie an Impoverischem reichen zweiten Klavierkonzerts von Brahms (vierjährig, eine Seltenheit) so viele Genüsse, aber auch so viele Anstrengungen des Hörens, daß ein genaueres Eingehen darauf Kraft und Raum übersteigen würde.

Die gerade jetzt bedenklich steigende Zahl von Geigenkünstlern wurde in einem Konzert am Sonntagabend vermehrt durch Herrn Jacques Thibault, erster Sologeiger des Orchesters Colonne (Druckfehler des Programms: „der Orchester-Colonne“) aus Paris, an dem, abgesehen von der obligaten Technik, ein eigentümlich herbesonorer Ton merkwürdig ist. Ueber dieses, in der Hauptsache dem Haemonium gewidmete Konzert müssen wir uns einen Nachtrag vorbehalten. —

### Völkertunde.

— Ueber „Gottesurteile“ bei den Kinga in Deutsch-Siamrita finden sich in der „Missionsberichten“ folgende Mitteilungen: Die Kinga haben eine Art Feuerprobe. Meldet z. B. ein Verstoßener dem Zauberdoktor, deren es genug giebt, einen Diebstahl, so muß er die Leiste, die er im Verdacht hat, zur Stelle bringen. Der Zauberer nimmt eine Kalabasse, deren Hals abgeschnitten ist, füllt sie mit Zaubermittel, legt etwas Feuer hinein und reißt dann mit diesem Gefäß, die Öffnung gegen den Leib des Betreffenden gehalten, auf diesen hin und her. Saugt sich das Gefäß fest, brennt die Haut des Betreffenden, so ist er des Diebstahls überführt. Der Zauberer sagt: „isoo“ oder „yesoo“, er ist gestorben (nämlich der Hund). Diese Redensart rührt von der Sitte her, nach der man bei sehr giftigen Medikamenten, die sonst auch zum Ausweis von Schuld oder Unschuld in Anwendung kommen, neuerdings Hunden dieselbe einköpft, wie es früher bei Menschen geschah. Stirbt solch stellvertretender Hund, so ist der Dieb oder dergleichen entlarvt. Sieht er die Medizin von sich, heißt es iroxile oder jidoxile, und der Betreffende ist schuldlos. Die Feuerprobe hat zunächst der Bestohlene zu bestehen, denn viellecht ist der Dieb in seiner Verwandtschaft, dann brennt er selber, und die Sache ist erledigt. Erst wenn er sich als schuldlos erwiesen, kommen die Verdächtigen an die Reihe. Der Verbrannte ist der Dieb, die Kalabasse kann nur mit Gewalt von dem Leibe des Betreffenden entfernt werden. Der Dieb muß bezahlen. Die Prozedur heißt ukapogola. Ebenso ist das auch im Stundelande bekannte lagula, hier lagula, im Schwange. Hierbei wird ein Holzbecher, mit der Öffnung nach unten, auf der Erde hin- und hergerieben. Der Betreffende, für den diese Prozedur angewandt wird, ist der Dieb. Einige der Zauberer operieren mit einer Art Würfel. Drei Eisemägel mit allmählich stärker werdendem Kopf werden in einen engen Bambusbecher gesteckt. Ist der, für den diese Würfel befragt werden, schuldig, so vereinigen sich die Mägel, ist er unschuldig, schiebt jeder Mägel für sich. Vereuert der also erkappte Dieb ferner seine Unschuld, wird ihm ein Ohr durchbohrt und einer der Mägel da durchgesteckt resp. gezogen. Geht er glatt durch, ist der Betreffende unschuldig, andernfalls bleibt der Nagel mit dem Stopfe im Ohr sitzen. Oftmals versucht ein und dieselbe Person alle vier Arten bei den verschiedenen Zauberern und wird, obgleich unschuldig, von allen vier für schuldig erklärt, zumal wenn der Ankläger dem Zauberer kurz vorher eine Ziege oder dergleichen gezahlt hat. —

### Meteorologisches.

ie. Eine großartige Erscheinung von Wasserhöfen wird in einer brieflichen Mitteilung an die Pariser geographische Gesellschaft beschrieben. Es handelt sich um die Küste von Neu-Süd-Wales, wo derartige Naturereignisse ungewöhnlich häufig sein müssen, da seit dem Jahr 1888, in dem regelmäßige Witterungsbeobachtungen eingerichtet wurden, nicht weniger als 38 mal Derartiges in mehr oder weniger auffallendem Grade bemerkt worden ist. Oft ist es zur gleichzeitigen Entwicklung von 5 bis 6 Wasserhöfen auf dem Meere gekommen, aber alles Bisherige wurde übertrifft durch das Phänomen in vorigen Jahre, das von dem Hafenplatz Eden aus wahrgenommen wurde und 20 Wasserhöfen zu gleicher Zeit in jeder Wirbelbewegung über die Meeresfläche hin eilend zeigte. Der Morgen des betreffenden Tags war schön und das Meer ruhig. Um 9 Uhr erschien, von einem Nordostwinde getrieben, am Horizont eine dicke Wolke, von der aus veridische elektrische Entladungen nach dem Meer hin erfolgten. Um 11 Uhr bildete sich plötzlich etwa im Abstand von einer Meile eine Wasserhöhe, die sich senkrecht wie ein Fabrikshornstein bis zu einer Höhe von 1500 Meter erhob und in bestiger Drehung gegen Südwesten be-

wegte; als sie einen Abstand von vier Meilen von der Küste erreicht hatte, verschwand sie plötzlich. Nach dieser ersten Wasserhöhe bildeten sich nacheinander 19 neue, jede von besonderer Eigenart. Sie erhoben sich aus dem noch immer ruhigen Meer bis zu der dicken Wolkenschicht. Die nächste moß sich etwa acht Meilen von der Küste befinden haben, die entfernteste etwa 30 Meilen. Von einem Observatorium aus wurde die Höhe der Wasserhöfe zu 1500 Meter gemessen, ihr Durchmesser zu 30 Meter. Mit einem Fernrohre ließ sich die Bildung der umgebenden Wasserhöfen, die sich gegen das tiefe Schwarz der Wolken deutlich abzeichneten, genau beobachten. Zunächst geriet die Meeresfläche an einer Stelle in Bewegung, die Wogenlämme, von denen sich große Schaumhöfen lösten, eilten vorwärts in einem Kreise herum, dessen Durchmesser etwa 500 Meter betragen mochte. Dieser Wirbel nahm an Durchmesser allmählich ab, und gleichzeitig begann in der Mitte des Wirbels das Wasser anzusteigen, bis sich nach zwei oder drei Minuten eine kleine Wasserhöhe gebildet hatte. Nur stieg von der Wolke aus ein kegelförmiges Gebilde herab, das an seinem unteren Ende eine eigentümliche kegelförmige Gestalt besaß und von einer rapiden schraubenartigen Bewegung belebt erschien. Immer mehr näherten sich in aufeinanderfolgenden Stößen die auf- und absteigenden Säulen, bis sie sich begegneten und zu einer einzigen Säule vereinigten. Die so gebildete Wasserhöhe behielt ihre kreisende Bewegung bei und verschwand nach einer Dauer von 10—12 Minuten in dem Nebel der Wolke. Auffallend war der Umstand, daß während dieser Entwicklung, die Wolke immer höher wurde, je mehr sich die Wasserhöfen ausbildeten. Die Wirbelbewegung schien abzunehmen, wenn die Säulen ihre volle Entwicklung erreicht hatten. Uebrigens ist die Entstehung von Sandhöfen auf dem Lande eine ganz ähnliche und kaum minder gewaltig, da sie in Australien gelegentlich ganze Leiche durch Auffangung trocken gelegt haben, wenn sie darüber hinweggingen. —

### Humoristisches.

— Zwei Gesichte. Der Dachdecker Toni soll beim Mottenbauern einige neue Ziegel ins Dach einsetzen. Er nimmt seinen Lehrlingen mit, schiebt im ersten Stock des schadhaften Hauses ein langes Brett zum Fenster hinaus, legt sich rittlings auf dasselbe und macht sich so an die Arbeit, während der Lehrlinge innen in der Stube den weitaus längeren Teil des Brettes halten muß.

Plötzlich entgleitet dem Dachdecker ein Ziegel, fällt hinunter und zerbricht.

„Hannes“, schreit er beim Fenster hinein, „hol' mir a neue Plätt' n!“

Der springt auf und eilt in den Hof. — Zu seinem größten Erstaunen findet er dort schon seinen Meister, der inzwischen natürlich mit dem Brett herumtergepurzelt ist, zornig auf dem Misthaufen sitzen.

„Alter Meischer“, sagt Hannes verbucht, „was preffieret Ihr denn so? I' hätt' nich's Plättle schon' mauftrage!“

— Vor Gericht. Richter: „Sie sind Schneider! . . . Selbständig?“

Zeuge: „Nein — verheiratet!“ —

### Notizen.

— Die bekannte Berliner Kaufirma „Ede u. Böckmann“ wird nach 40jähriger Thätigkeit aufgelöst, da beide Teilhaber wegen vorgerückten Alters sich zur Ruhe setzen. —

— Die Aufführung des bekannten Schauspiels „Schuldig“ von Heinrich Voss, die eine dramatische Gesellschaft „Freundschaft“ in Riga veranstalten wollte, wurde von der Antischaukastenmannschaft Planen verboten, und zwar „aus sittlichen Gründen und aus staatsverhätendem Interesse“. Zusatzbedingung wurde durch die Aufführung eine Erbitterung gegen die Justizbehörden hervorgerufen. —

— Ludwig Fuldas „Verlorenes Paradies“ hatte bei der Erstaufführung in Kopenhagen einen großen Erfolg. —

— Von Heinz Tobote erscheint im Laufe des Februar ein neuer, nur bisher ungedruckte Arbeiten enthaltender Novellenband unter dem Titel: „Die rote Laterne.“ —

— Von einer neuen Zeitschrift „Blätter für Volksbibliotheken und Leshallen“ ist das erste Heft erschienen; es ist zugleich Beiblatt des Centralblatts für Bibliothekswesen. Herausgeber ist Dr. A. Graefel. —

— Goethes Mutter, die „Frau Mat“, wird in Frankfurt an öffentlichem Plage ein Denkmal bekommen. Ein großes Frauenkomitee hat sich zu diesem Zwecke organisiert. —

e. Die Eröffnung einer „Pariser Volksoper“ hat am 3. Februar in dem neu restaurierten Hause der Folies-Dramatiques stattgefunden. Als Eröffnungsvorstellung waren „Die Dragoner von Villars“ gewählt, das alte Stück von Aimé Maillart, das seit 45 Jahren ein Jugtkind der französischen Bühnen geworden ist und noch kürzlich auch von der Opéra-Comique gespielt wurde. Das Publikum spendete der Aufführung und den Darstellern reichen Beifall. Die Eintrittspreise schwanken zwischen 50 Centimes und 3 Franc. —